

Der Fremde im Zug ... oder Sachen gibt's

Autor(en): **Maine, Jerome**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **22 (1954)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Fremde im Zug . . . oder Sachen gibt's

von Jerome Maine

Ich fuhr ins Tessin. —

Schnee wechselte mit Regen, und ein ekelhaft bissiger Wind schlug einem Beides ins Gesicht. Ich schien der einzige Optimist zu sein, der Sonne überm Gotthard erwartete, denn mir allein gehörte ein ganzes Wagenabteil, und in ein paar Minuten würde der Zug fahren. Erst dachte ich, die Leute würden mich aus irgendeinem Grunde meiden; vielleicht war ich schwarz im Gesicht, oder die Kravatte hing lächerlich schief. Dann sah ich, dass es überhaupt keine Leute gab. Ich sass im falschen Zug! Ich stürmte hinaus. Aber es war alles vergebens. Zürich-Chiasso-Milano. Trotzdem regnete es. Ich blieb allein. Der Zug fuhr ab. —

Was anderes blieb mir übrig, als die Achseln zu heben, und mich bei mir selber zu entschuldigen? — Was kann ich dafür, ich habe nun eben mal meine Ferien im Februar. Skiferien? Aber ich habe doch ein eigenes Ferienhäuschen am Lago Maggiore! Also *muss* ich doch einfach ins Tessin! — Ausserdem ist das Haus nicht wie all die andern Häuser. Hat es doch einen richtigen kohlenfressenden Ofen, ein Badezimmer mit einem hundert-Liter Boiler! Ein Liebesnest! So sagten meine Mieter. Allerdings hatten diese ihre Ferien im Sommer...

Bis Luzern hielt ich es aus. Dann riss ich mein Gepäck herunter und begann meine Flucht nach vorne. —

Zuerst ein Wagen dritter Klasse: Ebenso leer wie der meinige. Dann stand ich im Wagon-Restaurant. Ueberall Menschen, gemütlich essend oder rauchend. Vor Freude wär' mir mein Wäschesack beinah' auf ein Café complet geplumpst. Ein junger Mann verhütete es. Lachend schob er mir den unförmigen Sack wieder in die Arme. Ich trabte weiter. In einem Coupé zweiter Klasse sah ich einen Mantel hängen, und dem gegenüber nistete ich mich ein, harrend der Dinge, die nun kommen sollten. — Der Schaffner .Ich bezahlte meinen Zuschlag. Dann — wahrscheinlich war ich eingeschlafen — kurz vor Flüelen erblickte ich mir gegenüber eine Fata Morgana. Schwarze Haare, dunkle Augen. Ein breites, ungezwungenes Lachen —. Also war es Wirklichkeit, und dazu eben derjenige junge Mann, dessen Frühstück ich vorher fast ruiniert hätte. Ich zog meine Zigaretten hervor. Offerierte. Er nahm eine, gab mir Feuer, und sagte irgend etwas auf italienisch. Ich erklärte so gut es ging, dass ich wenig davon verstünde und schon gar nichts redete. So grinsten wir uns beide an, und vergruben uns schläfrig hinter unsere Mäntel.

Dann — im Tunnel — begann das bekannte Spiel mit dem Knie. Es war seine Idee, aber diese Sprache verstand ich ohne viel Mühe und begann prächtig zu antworten. Es war grossartig, und dennoch wurde es unerträglich: Es schien so gar keine Entwicklungsmöglichkeit zu geben! — Natürlich tasteten sich unsere Blicke aus den Augenwinkeln einige Male ab, die Hände kamen aus den Hosentaschen hervor, aber nur, um den Mantel neu zum Kissen zu ordnen — und wieder funkte die Kniesprache weiter. — Bellinzona!

Oh! Mein Gepäck! Hier musste ich umsteigen. Kaum hatte ich Zeit etwas zum Abschied zu sagen; immerhin klopfte ich ihm schnell auf die Schulter, und stob davon. Draussen stellte es sich heraus, dass hier der Zug noch ein paar Minuten Aufenthalt hatte. Ich ging ans Fenster, welches er herunter gelassen. Er lächelte, wie mir schien ein wenig geniert und redete einen Schwall von Worten, von dem ich hin und wieder «Peccato, peccato!» heraushörte. Plötzlich fiel mir ein, ihm eine Karte zu geben, wobei ich zu erklären versuchte, dass er mich in meiner Villa besuchen solle... Er nickte, redete, lachte. Dann winkte er sehr unvermittelt und schlug den Fensterrahmen hinauf.

Irgendetwas ist da falsch gegangen, sagte ich mir. Er hat mich oder ich habe ihn nicht richtig verstanden. —

Im Hause angelangt, habe ich eingeheizt, einen Tee gebraut und mich hinters Wörterbuch gemacht: «Peccato» im masculinum, heisst Sünde! Femininum heisst es «Schade». Sollte er's männlich gemeint haben, dann hatte er schliesslich das Sündigen begonnen. Oder dachte er, es sei Sünde, den so vielversprechenden Anfang derart abrupt abzubrechen? — Also war es doch eher «Schade», was er sagte? Wie aber um des Himmels Willen hatte er sich denn dies vorgestellt? Hätte ich mich einfach auf seine roten, roten Lippen stürzen sollen? Tunnels wären ja genug auf der Strecke gewesen...

Drei Tage später kam ein Brief aus Milano. Alles, was ich begriff, war die Ankunftszeit in Locarno. Also machte ich mich auf den nächsten Autobus, um ihn abzuholen.

Er kam aber nicht. Statt dessen näherte sich mir eine schlängelnde, blonde Gestalt. «Parli franchese...?»

Noch ehe ich die Frage bejahen konnte, wurde ich stürmisch amarmt. Dann wurde Gepäck herangezogen und als wir endlich alles im Auto verstaut hatten und heim ins «Liebesnest» sausten, hatte ich auch begriffen: Der Fremde von Milano hatte mir da etwas noch Fremderes gesandt.

Warum? Das war die erste Frage, die ich zu Hause angelangt, an den blonden Jüngling richtete.

Täuschte ich mich — oder hatte er nicht den Kopf abgewandt, um ein heimliches Lachen zu verbergen? Jedenfalls schien er mich nicht verstehen zu können, griff mit ängstlichem Blick nach einem seiner Koffer: «Vous voulez, que je m'en aille?» —

Ich antwortete nicht. Ich zeigte ihm, wo er seine Sachen hinräumen sollte. Dann verschwand ich in die Küche, etwas zum Essen zu bereiten. Aber Spiegeleier und Schinken entglitten meiner Hand, als ich ins Zimmer zurücktrat. Auf der Couch sass in einem giftgrünen Tailleur eine aufgeputzte Dame.

«Mais comme vous êtes nerveux!» rief sie mir fast vorwurfsvoll entgegen. Mit hochgezogenen Brauen betrachtete sie etwas spöttisch die Eier auf dem Teppich, griff seelenruhig wieder zu Spiegel und Lippenstift und fuhr fort mit ihrer verrückten Verwandlung. —

«Je m'appelle Lydia.» Punkt!

Ich begriff sofort, dass es hier sinnlos war, nach dem Warum zu forschen. Also schob ich meine Brötchen vor und goss den Tee ein.

Lydia hob wiederum die eine Braue blödsinnig hoch, schnupperte, und schob Tasse und Teller mit gesträubten Fingern von sich.

Essen sei schlecht für die Linie und Tee mache nervös. Einen Cognac bitte! — Den sollte sie haben, denn auch ich — so fühlte ich plötzlich — hatte einen starken Schluck nötig!

Lydia zog ihre Quaste hervor und sogleich begannen sich Wolken von Rosa-Puder über den Esstisch zu verbreiten.

Ich schwieg und liess sie gewähren. Das war ganz falsch. Lydia rang geradezu nach meinem Widerstand. Sie schlug ihre Beine alle paar Minuten mit beinah tänzerischem Schwung übereinander. Oder dann schob sie ihre armselig kleinen Gummibrüstchen zurecht. Aber immer funkelte sie entweder mit gierigen Augen zu mir hin, oder sie sandte ein so süßes, liebliches Lächeln von oben auf mich herab, als wär' sie meine Gouvernante und *ich* das böse Mädchen . . .

Kein Zweifel. Lydia hatte einen Vogel.

Wie wild dieser Vogel war, und wie wenig er sich bezähmen liess, sollte ich in den nächsten Minuten erfahren. — Lydia stand auf, entblösste elegant ihre runden Schultern, und bat mich flötend, den Reissverschluss ihrer Bluse im Rücken zu schliesen. Beinahe wäre ich in Versuchung geraten, diese gesunden, sonnegebräunten Schultern zu küssen. — Doch beherrschte ich meine verwirrten Sinne und liess es beim Reissverschlussziehen bewenden. Aber natürlich hatte Lydia auf einen Kuss, wenn nicht auf den Sündenfall gehofft. Wie ich nun stur bloss die Bluse schloss, liess sie einen fürchterlichen Schrei von sich, sank gegen den nahen Couch und schien sich unter Schmerzen zu winden.

Meine Nachbarin! Diese biedere, neugierige, alte Dame! Wenn die Lydia's Stöhnen vernahm, alarmierte sie glatt die Polizei! Hatte sie mir doch gleich beim Einzug in meine Casa erzählt, der vorherige Besitzer hätte darin einen Mord begangen . . .

Dieser Gedanke rüttelte mich endlich auf. Auf bestes Schweizerdeutsch fluchend riss ich die Stöhnende zu mir empor. Lydia heulte auf. Sicher war es ein Freudenschrei, als wolle sie jubeln: «Endlich, endlich die Vergewaltigung!»

Ich war aber schon ausser mir. Und wiederum verstand ich das arme Mädchen falsch.

Trotzdem hatte meine Rage fast dieselbe Wirkung. Ich riss ihr die Bluse entzwei und dann ihren grünen Jupe vom Leib.

Lydia ward still. Beinahe verzückt, mit offenem Mund und Armen, sah sie zu mir her. Aber die Vergewaltigung blieb aus. Ich schleuderte ihr die Kleiderfetzen ins Gesicht und sagte laut und bestimmt: «Partenza.» «Einsteigen! En voiture! Partenza!» Rief nicht immer so der Bahnhofvorstand von Göschenen? Ja, so lernt man italienisch, dachte ich, und nichts weiter. Ich wollte mich einfach mit andern Gedanken beruhigen. Lydia wimmerte. Wie ein Storch stakte sie in ihrer Unterwäsche zwischen Koffern, Kleidern und Fetzen herum. Aber sie begann einzuräumen, stellte ich mit Erleichterung fest!

Mit mehr männlicheren Attributen verschwand sie im Badezimmer! Und jetzt begann der letzte Akt einer Komödie, die ich — hätt' ich sie nicht selbst erlebt — lächelnd und sicher bezweifeln würde. So aber darf

ich mit gutem Gewissen sagen: es gibt Dinge auf Erden, die unergründlicher bleiben, als die Reise auf den Mond...

Das Badezimmer öffnete sich, und heraus trat mit breitem Lachen, eine blonde Perrücke in der Hand — der schwarze junge Mann aus Milano! Aber mein Staunen schien ihn wenig zu kümmern. Er verschloss seine Koffer, stellte sie der Reihe nach vor die Tür, legte sich seinen Mantel über den Arm: «Mi chiamo Giorgio», sagte er gelassen, mit einer ganz leichten Verbeugung, als wär' er eben vom hoch hängenden Trapez zurück in die Manege gesprungen...

Für ihn schien die Vorstellung zu Ende.

Und mir blieb gar nichts anderes übrig, als meinen seltsamen Gast bis nach Locarno zu begleiten. Und ich tat einen heimlichen Schwur, fortan nie mehr so freigebig Einladungen zu machen oder meine Visitenkarten um mich zu werfen.

In der Nähe Ascona's spürte ich wieder sein Knie. Aber ich funktionierte nicht mit — bis kurz vor der Einfahrt in Locarno. Dann aber brannten wir wieder lichterloh. Und es blieb mir trotz meines heiligen Schwures nichts anderes übrig als nochmals zwei Fahrkarten retour zu lösen. Mein kleines Ferienhäuschen ist also doch noch ein Liebesnest geworden. Giorgio ist ein prächtiger Kerl, ein wirklicher, und hat nie mehr giftgrüne Tailleurs noch blonde Perücken getragen. Aber die Liebe macht manchmal eben seltsame Umwege, bis sie dort gelandet ist, wo sie uns haben will! — Sachen gibt es!

Oberbayern

„Mia sant do Schbäzi'n!“, so stellt er mich vor
und haut mich auf die Schulter, dass es kracht:
ich geh' ins Knie, wenn auch der ganze Chor
von seinen Kameraden hellauf lacht.

„Mia sant do Schbäzi'n, sitzt ma ins do zamm!“,
tritt er im Kinodunkel mir die Schuh',
stark wie ein Bär und jung und blond und stramm.
Ein Kerl so gross. Ich sage schüchtern zu.

„Mia sant do Schbäzi'n, geh' zoi mia a Bier;
du woasst ja äh', dass's bei mia nia recht g'langt.“
Da ich im Mondenschein mit ihm flanier',
führt er mich noch, indes er selber schwankt.

„Mia sant do Schbäzi'n!“, flüstert er im Wald
und hält mir seine roten Lippen hin. — —
Den Dialekt beherrscht ich ja nun bald:
«Dia zoag' i's no, dass i dei Schbäzi bin!»

François de Bourget.